

Das Jahrhundert der Schreibmaschine

Zwanzigmal so schön

«Sie haben recht – unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken.» Der Philosoph Friedrich Nietzsche schrieb dies in einem Brief an seinen Sekretär Heinrich Köselitz, im Jahre 1882 – und er schrieb diesen Brief auf einer Schreibmaschine. Nietzsche hatte eben erst, weil mit Kurzsichtigkeit geschlagen, eine Schreibmaschine erworben, ein Modell des dänischen Pastors Rasmus Malling Hansen. Dessen «Schreibkugel» war die erste in Serie hergestellte Schreibmaschine der Welt, die rundum brauchbar war. Produkt dieser Zeit waren fünfzehn Briefe, eine Postkarte sowie vierunddreissig lose Blätter mit Gedichten, Sprüchen und Schreibübungen. Diese «Schreibmaschinentexte» bieten einen Blick auf Nietzsche als frühen Medien- oder Schrifttheoretiker.

Bleistift ist totes Material

Mit der Erfindung der Schreibmaschine wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur die Bürowelt eine andere, verändert werden auch die Bedingungen der schriftstellerischen Produktion und damit das Schreiben selbst. Neu ist unter anderem die Aussicht, das Geschriebene in einer Weise vor sich zu sehen, die dem späteren Druckbild angenähert ist, und das ist eine Möglichkeit, die auch die schönste Schönschrift nicht bieten kann. Das Aufkommen der Schreibmaschine stürzt die Schreibenden darum in einige Unruhe. Soll man sich ihrer bedienen? Bedroht sie nicht die Individualität, als deren Garant die Handschrift stehen kann?

«Die Schreibmaschine verhüllt das Wesen des Schreibens und der Schrift», sorgte sich Martin Heidegger 1942. «Geist, Phantasie, Einfall: alles recht gut», schrieb Alfred Polgar 1922. «Aber wichtiger ist die Schreibmaschine. Mit ihrer Hilfe geht alles Dichten zwanzigmal so schön. Bleistift und Feder sind totes Material. Es genügt leider nicht, sie in die Hand zu nehmen und übers Papier laufen zu lassen, damit sie schreiben. Man muss sie zu Letzern und Worten zwingen.»

Der Basler Literaturwissenschaftler Martin Stingelin untersucht, zusammen mit zwei wissenschaftlichen Mitar-

beitern, Davide Giurato und Sandro Zanetti, seit einiger Zeit den Zusammenhang zwischen dem «Schreibzeug» und dem literarischen Schreiben. Wie wirkt sich die Entwicklung der Medien auf das mit diesen Medien Transportierte aus? Welchen Einfluss haben Schreibwerkzeuge auf den Produktionsprozess, wie wirkt sich etwa die Mechanisierung des Schreibens auf das Geschriebene aus? Und wie wird das in den literarischen Texten reflektiert? Welchen Widerstand setzt den Schreibenden das Schreibwerkzeug entgegen?

Das breit angelegte Projekt steht unter dem Titel «Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszenen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart» und wird ermöglicht durch den Schweizerischen Nationalfonds, der Stingelin mit einer Förderungsprofessur und den notwendigen Mitteln ausgestattet hat. Der interessierten Öffentlichkeit hat Stingelin wiederholt Einblicke in seine Arbeit gestattet, unter anderem mit einer Tagung, an der Literatur- und Kulturwissenschaftler ihre Arbeiten auf diesem Terrain präsentieren konnten. Im vergangenen Jahr galt ein erstes Symposium der Bedeutung von Handschrift und dem, was Feder und Bleistift sowie Papier und andere Schreibunterlagen dazu beitragen.

Einfall an der Schreibmaschine

Die jüngste Tagung fand letzte Woche statt, im Basler Bildungszentrum an der Missionsstrasse 21: «Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen». Der titelpendende Satz ist der Anfang eines Vierzeilers und steht neben anderen Versen und Merksätzen, die Friedrich Nietzsche an der Schreibmaschine eingefallen sind – und die ihm wohl nur dort einfallen konnten.

Im Zentrum der diesjährigen Veranstaltung stand das Schreiben in den Jahren 1850 bis 1950, das oft ein mechanisiertes ist. In rund einem Dutzend Vorträgen wurden aussagekräftige «Schreibszenen» untersucht, etwa bei Robert Walser (Wolfram Groddeck/Basel), Friedrich Glauser (Hubert Thüring/Basel), Karl Kraus (Christian Wagenknecht/Göttingen) oder Franz Kafka (Rüdiger Campe/Baltimore). Die Schreibmaschine passt sich der schreibenden Person nur teilweise an und stellt wie nebenbei auch die Frage nach der Handschrift neu (Stephan Kammer/Frankfurt). Robert Walser entschied sich möglicherweise aus ästhetischen Gründen gegen die Schreibmaschine. Karl Kraus wiederum korrigierte in seiner schwer lesbaren Handschrift die Druckfahnen seiner Werke sehr aufmerksam und liebte es, durch Trennungen «typographische Pointen» zu setzen.

Die höchst anregenden Vorträge sollen nächstes Jahr in gedruckter Form vorliegen. Dann wird auch die dritte Tagung stattfinden, diesmal zum Thema der Digitalisierung des Schreibens im 20. Jahrhundert. *Martin Zingg*

The Church luden im Basler Borromäum zu einem rockigen Trip durch Zeit und Raum

Einmal Milchstrasse und zurück



Bass und Bariton. Steven Kilbey, Frontmann der australischen Kultband The Church, kämpfte zu Beginn mit technischen Problemen. Als sie behoben waren, lud er zu einem space-rockigen Trip durch das Gesamtwerk. *Foto Pino Covino*

Auf den ersten Blick könnte man meinen, es handle sich bei The Church um ein klassisches One-Hit-Wonder: «Under the Milky Way» hiess der Song, der 1988 rauf und runtergespielt wurde und die australische Band weltweit bekannt machte. Der Rummel war von kurzer Dauer, The Church verliessen die (Milch-)Strasse des Erfolgs und bewegten sich fortan wieder in ihrem eigenen Kosmos.

Von einer Eintagsfliege zu sprechen, wäre aber falsch, veröffentlichten sie doch seit 24 Jahren unablässig Platten, scheren sich dabei keinen Deut um Trends und Hypes, geniessen dadurch den Status einer Kultband, die sich dem zeitlosen, sphärischen Rock verschrieben hat und durch Zufall, ohne konkrete Absicht, einst einen Welthit landete. Auf diesen sind The Church denn auch nicht angewiesen; ihr neues Album ist bestechend, ihr Gesamtkatalog unterhält bestens. Das bewiesen sie am Sonntag mit ihrem Auftritt im Basler Borromäum. Im Bitteschönwo? Im Borromäum am Byfangweg, einer Einrichtung der römisch-katholischen Kirche –

in Sachen Rockkonzerte ein unbeschriebenes Blatt, aber offenbar ein Ort mit kultigem Kino. Kult und Kirche, das machte ein Konzert von The Church natürlich Sinn. Zumal der Saal akustisch einwandfrei zu sein scheint, da sollte einem genussvollen Set nichts im Wege stehen.

Da stand aber was im Wege. Nach einem einleitenden Intro, just als das Quartett loslegen wollte, winkte Kilbey ab: Sein Bass war stumm. Tot? Die Batterie? Das Kabel? Der Techniker? Einige Minuten verstrichen, ehe die Panne behoben war und der zweistündige Trip tatsächlich beginnen konnte. Die Bandmitglieder waren Profis genug, um sich den Ärger über den missglückten Start nicht anmerken zu lassen. Dennoch lief nicht alles nach Plan an diesem Abend, Kilbey musste die Lichttechniker mehrmals auffordern, die Beleuchtung runterzufahren, weil die Projektionen im Hintergrund – Grafiken und verfremdete Fotografien – zu wenig zur Geltung kamen. Nicht ganz gelingen wollten auch die Schlüsse einiger Songs, in denen sich die Band verlor, obschon

diese nach all den Jahren des Zusammenspiels eigentlich sitzen müssten...

The Church spielten sich hauptsächlich durch ihr neues, siebzehntes Album «Forget Yourself», für das sie zu Recht über den grünen Klee gelobt werden. Kunstvoll verbinden sie darauf die Energie von Live-Jams mit der Cut-Off-Studioteknik und bauen vielschichtige Atmosphären auf. Das gelang ihnen auch auf der Bühne. Das Konzert wurde je länger je besser, hatte sensationelle Momente, wenn sich die Songs psychedelisch ins Unendliche zu steigern schienen, was an Hawkwind oder an Primal Scream erinnerte.

Geprägt wurde das Klangbild vom ausgetüftelten Handwerk der exzellenten Gitarristen Peter Koppes und Marty Willson-Piper. Schlagzeuger Tim Powley überzeugte besonders, wenn er die Rhythmen melodios über die Toms verteilte. Kilbeys Baritonstimme schwamm in diesem Klangmeer mit, versank mal darin oder verlieh ihm die Hookline, derweil er mit seinen Basslinien den Trip durch Zeit und Raum vorantrieb. Schön bewusstseinsweiternd. *Marc Krebs*



«Ein Ding von Eisen». Die Schreibmaschine veränderte die Bedingungen der schriftstellerischen Produktion und damit das Schreiben selbst.

Nachrichten

Arabica (1): Kein Geld für Frankfurter Buchmesse?

Die Finanzierung des Gastland-Auftritts der arabischen Welt auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober steht noch auf wackligen Beinen. Noch fehle das Geld von mehr als der Hälfte der 22 Teilnehmerländer, sagte der Präsident des arabischen und ägyptischen Verlegerverbandes, Ibrahim El-Moallem. Das Budget liege bei 3–5 Millionen Euro. Die Abstimmung über die Inhalte und die einzuladenden arabischen Autoren sei zudem ein Kraftakt. Er sei aber optimistisch, dass sich alle Probleme lösen liessen. *sda/dpa*

Arabica (2): Oriana Fallaci streitet wider den Islam

Die italienische Schriftstellerin Oriana Fallaci veröffentlicht erneut ein Buch mit anti-islamischer Stossrichtung. In ihrem am Montag erschienenen Werk «La forza della ragione» (Die Kraft der Vernunft) wendet sie sich gegen die «muslimische Kolonisierung Europas» sowie die ihrer Meinung nach zu lasche Abwehr der Politiker, der EU und der Kirchen. Wann das 300 Seiten umfassende Werk auf Deutsch erscheint, steht noch nicht fest. *sda/dpa*

Petros Markaris' neuer Roman «Live!» beleuchtet die griechische Aktualität

Drei mysteriöse Selbstmorde

Der in ganz Griechenland bekannte Bauunternehmer Favieros erschiess sich in einem Fernsehinterview vor laufender Kamera. Das schreckt nicht nur ganz Griechenland auf, sondern erweckt vor allem das Misstrauen von Kommissar Kostas Charitos. Eigentlich befindet sich Charitos im Genesungsurlaub, weil er seinen letzten Fall nur knapp überlebt hat. Doch privat beginnt er zu ermitteln und irrt in seinem vierrädrigen Mirafiori durch das Chaos Athens.

Vor den Olympischen Spielen

Zunächst führen Charitos' Ermittlungen zu Favieros' Bauunternehmen, das mit einem grossen Teil der Bauten für die Olympischen Spiele betraut worden ist. Wie schon in «Hellas Channel» und «Nachtfalter» lässt der Krimiautor Petros Markaris Kommissar Charitos zunächst exkursreiche Ermittlungen anstellen. Mehr als in den anderen Romanen wirkt dieser Handlungsaufbau in «Live!» aber etwas langfädig. Umso spannender ist die zweite Hälfte dieses Krimis.

Als sich der Parlamentarier Stefanakos und der Journalist Vakirtsis

ebenfalls öffentlich umbringen, und kurz darauf jeweils die – von einem unbekanntem Autor geschriebenen – Biografien der Opfer erscheinen, merkt Charitos, dass die Gründe für die verblüffend ähnlichen Selbstmorde in der gemeinsamen Vergangenheit der drei Toten zu suchen sind. Denn alle drei Opfer waren ehemalige Juntagegner, die ihre linksrevolutionären Ideen auf der Strecke gelassen hatten, schon längst in schönen Villen wohnten und zum neuen griechischen Establishment gehörten.

Charitos beginnt in der jüngsten Geschichte Griechenlands zu wühlen und findet heraus, dass diese Herren einer unabhängigen Widerstandsbewegung namens «Che» angehörten, die später aufgelöst und als «Revolutionäre Vereinigung 8. Oktober» neu gegründet worden ist. Was möchte Markaris mit dieser unverkennbaren Anspielung auf die – seit Ende der Militärdiktatur in Griechenland aktive und im Sommer 2002 angeblich zerschlagene – Terrororganisation «17. November» seinen Lesern sagen? Er verrät es nicht, sein Text bleibt fiktiv. Dennoch thematisiert Markaris in seinem Kriminalroman

praktisch alle wichtigen Probleme, die Griechenland zurzeit beschäftigen: die beängstigend mühsam fortschreitenden Vorbereitungen für die Olympischen Spiele, die Korruption des Establishments, den Terrorismus, die Fremdenfeindlichkeit und nicht zuletzt die Rolle des Privatfernsehens.

Hinter der Tourismuskulisse

Angesichts der nahenden Olympischen Spiele vom kommenden Sommer, der am 7. März dieses Jahres stattgefundenen griechischen Regierungs- und Parlamentswahlen und der Diskussion um die Terrororganisation «17. November» entpuppt sich Petros Markaris' Roman geradezu als ein Meisterwerk der Aktualität.

Und für nichtgriechische Leser ist das Buch vor allem deshalb spannend, weil es ihnen ein realistisches und deshalb nicht immer schönes Griechenlandbild vermittelt, das sie in Touristenkatalogen vergeblich suchen werden. *Olivia Kalantzis*

Petros Markaris: «Live! – Ein Fall für Kostas Charitos». Roman. Aus dem Neugriechischen von Michaela Prinzing. Diogenes 2004, Fr. 42.90.

Heute

Besuch am Grab



Mit Musikern und Sängern der Schola Cantorum Basiliensis unternehmen die Freunde alter Musik eine Reise ins Mittelalter. Sie haben ein Osterspiel des 13. Jahrhunderts aus Tours hervorgeholt, das den Titel «Visitatio sepulchri» – «Besuch am Grab» – trägt.

Leonhardskirche, Basel, 20.15 Uhr

Erröten im Hof

Wim Vandekeybus gilt als einer der Grossen des modernen Tanztheaters. In «Blush» (Erröten), das er im Burghof zeigt, gehen Tanz, Film, Licht und Musik eine faszinierende Verbindung ein.

Burghof, Lörrach, 20 Uhr